

Wilhelm von Humboldt und Rom

Von EGON JOHANNES GREIPL

Vor 150 Jahren ist im Schloß Tegel bei Berlin der Freiherr Wilhelm von Humboldt gestorben. Dem Gedächtnis dieses Mannes ist der Vortrag gewidmet, den ich heute abend halten möchte. Möglicherweise fragen sich viele unter Ihnen, was das für ein merkwürdiges Thema sei: Humboldt und Rom, fürchten vielleicht auch, daß ebenso Hochgeistiges wie Langweiliges über sie hereinbrechen werde in der Form von Auslassungen über Menschenbild, Bildungsideal, Antikenrezeption, Staatsidee und was dergleichen anstrengende Gegenstände sonst noch sind. Aber so hoch wollen wir nicht fliegen. Humboldt und Rom soll ganz einfach deswegen unser Thema sein, weil dieser Mann von 1802 bis 1808 das Königreich Preußen beim Heiligen Stuhl vertreten und mit seiner Familie hier gelebt hat.

Wilhelm von Humboldt¹ war eine Persönlichkeit mit vielen Facetten: Als Gelehrter hat er sich mit Sprachwissenschaft und Staatslehre beschäftigt, als Diplomat die politischen Interessen seines preußischen Vaterlandes vertreten und als Staatsmann dessen Bildungswesen reformiert.

Sein Leben und seine Betätigung haben Spuren hinterlassen; Wilhelm von Humboldt hat – und das kann man beileibe nicht von allen Gelehrten oder Staatsmännern sagen – eine Wirkungsgeschichte. Männer und Frauen mit Wirkungsgeschichte jedoch werden leicht das Opfer von Biographen und Ideologen oder von Kombinationen aus beiden. Das Ergebnis sind dann Lebensbeschreibungen oder Interpretationen, die, nach einem Wort Goethes, die „sogenannten Tugenden und Fehler mit heuchlerischer Gerechtigkeit aufstutzen und dadurch, weit schlimmer als der Tod, eine Persönlichkeit zerstören, die nur in der lebendigen Vereinigung solcher entgegengesetzter Eigenschaften gedacht werden kann.“²

Auch Wilhelm von Humboldt ist es so ergangen. Den einen gilt er als fortschrittlicher Bildungspolitiker, nach dem man Universitäten benennt, den anderen als Mitschuldiger an der deutschen Katastrophe von 1933 und 1945. Während er den einen der „Weise von Tegel“ ist, schmäht ihn, wenig schmeichelhaft, Friedrich Nietzsche einen „edlen Flachkopf“.³

Humboldts Stellung in der Geschichte der Pädagogik und in der Linguistik zu bestimmen, steht mir nicht zu. Auch seine Rolle in der preußischen Innenpolitik des beginnenden 19. Jahrhunderts kann nicht unser Thema sein. Nur um einen Ausschnitt aus diesem reichen Leben soll es heute gehen, eben über Wilhelm von Humboldt und Rom. Ich will sie dabei nicht mit tüfteligen Analysen langweilen, sondern, den Vorwurf von Theoriedefizit und mangelndem Abstraktionsniveau riskierend, Ihnen einfach von einem interessanten Mann erzählen.

Dieser Mann saß am 25. November 1802 in einem Wagen und fuhr, auf der Via Cassia von La Storta kommend, über die Milvische Brücke in die Stadt Rom, und zwar mit dem Auftrag, den König von Preußen beim Papst diplomatisch zu vertreten. Humboldt war zu diesem Zeitpunkt 35 Jahre alt und hatte schon ein einigermaßen bewegtes Leben hinter sich. Er stammte aus einer Familie, die im ausgehenden 16. Jahrhundert erstmals in Berlin bezeugt ist, bürgerlich zunächst, dann über den Dienst in der Bürokratie in den Adelsstand aufgestiegen.

Humboldts Vater war Offizier, Kammerherr des Kronprinzen von Preußen und späteren Königs Friedrich Wilhelm II. Seine Mutter, Elisabeth Colomb, stammte aus einer Berliner Hugenottenfamilie. Sein 1769 geborener und damit um zwei Jahre jüngerer Bruder Alexander wurde der berühmte Naturforscher und Weltreisende.

Eine Schule hat der spätere Schulreformer nie besucht; wie es beim preußischen Adel üblich war, erhielt er die voruniversitäre Ausbildung von Hauslehrern; und wie es innerhalb seiner sozialen Schicht ebenfalls üblich war, strebte er in den Staatsdienst und studierte dazu in Frankfurt/Oder und Göttingen Jurisprudenz. Dem Studium folgte eine, wie man im 18. Jahrhundert sagte, „Kavaliersreise“; sie führte ihn kurz vor dem Ausbruch der Revolution nach Frankreich und in die Schweiz. Jetzt knüpfte er viele Verbindungen zu den Gebildeten seiner Zeit und lernte seine spätere Frau Karoline von Dacheröden kennen. Im juristischen Staatsdienst hielt er es nur ein Jahr (1791/92) aus. Eine stille Zeit folgte: in Burgörner, dem Besitz seines Schwiegervaters, in Tegel und vor allem in Jena, wo er seine Freundschaft mit Friedrich Schiller begründete. Dann reiste er wieder: nach Wien, nach Paris und nach Spanien, wo er eingehende Studien zur Sprache der Basken betrieb.

1801 war Wilhelm von Humboldt in Deutschland und bemühte sich um erneute Aufnahme in den Staatsdienst Preußens. Da ergab sich – eigentlich unerwartet – eine lockende Möglichkeit: Johann Daniel Wilhelm von Uhdn, preußischer Resident in Rom, hatte im Februar 1802 um seine Abberufung gebeten.⁴ Er und seine Tochter verträgen das römische Klima nicht, schrieb er nach Berlin; in Wirklichkeit hatte ihm seine Frau Anna Magnani den Aufenthalt in der Stadt verleidet, als sie mit dem dänischen Bildhauer Bertel Thorwaldsen ein Verhältnis begann und ihren Mann allein in der Villa Malta sitzen ließ.

„Wer wird warum was?“ – Die Frage nach der Karriere und ihren Bedingungen ist immer interessant und kann selten mit letzter Sicherheit beantwortet werden, da die entscheidenden Motive, Konstellationen und Abläufe sich nicht unbedingt in den Akten niederschlagen. Warum wurde Humboldt preußischer Resident in Rom?

Daß Uhdn ging, war aus Humboldts Sicht Zufall. Ausschlaggebend für den Erfolg seiner Kandidatur waren jedoch die Empfehlungen des ihm verbundenen Kabinettsrats Beyme, seines früheren Hauslehrers Kunth und

das Bemühen des Ministers Struensee. Im offiziellen Vorschlag des Kabinettsministeriums wurden die Qualitäten herausgestellt, die Humboldt für den römischen Posten besonders geeignet erscheinen ließen: seine preußische Geburt, sein preußischer Besitz, die Dienste, die sein Vater dem Staate geleistet hatte, seine protestantische Erziehung, seine aufgeklärte Weltanschauung, die ihn die rechte Distanz zum verführerischen Glanz des päpstlichen Rom halten lassen sollte, seine Reiseerfahrung und seine Sprachkenntnisse.⁵

Seit den Anfängen der modernen Diplomatie in der Zeit der Renaissance war es üblich, daß Diplomaten von ihren Auftraggebern mit Anweisungen, Instruktionen, versehen wurden. Die Instruktion, die ein neuernannter Gesandter erhielt, war gewöhnlich besonders ausführlich, enthielt allgemeine wie auch spezielle Gesichtspunkte und bot nicht selten eine Gesamtwürdigung der Beziehungen zu dem fraglichen Staat oder Souverän.

Daß aber Humboldt am 22. August 1802 eine solche Instruktion erhielt, war etwas Besonderes: keinen seiner Vorgänger hatte man in dieser Form instruiert, für uns ein Hinweis, daß die preußische Vertretung beim Heiligen Stuhl eine neue Qualität erhalten hatte; sie war wichtiger, politischer, offizieller geworden.

Humboldts Instruktion umfaßte 34 Punkte.⁶ Beim Entwurf des Textes hatte das königliche Kabinettsministerium stets im Blickfeld, „auf der einen Seite einer weisen und wohlverstandenen Toleranz, auf der anderen Seite aber den hohen Majestätsrechten und überhaupt allen und jeden Gerechsamten E.K.M. in geistlichen und weltlichen Anlegenheiten nicht das mindeste zu vergeben.“⁷ Im Klartext ging es also darum, dem preußischen König, bzw. der Bürokratie einen möglichst weitreichenden Einfluß in kirchlichen Angelegenheiten zu verschaffen bzw. zu erhalten. Der preußische König beanspruchte den Summepiskopat, der ihm im protestantischen Bereich ja unbestritten zustand, in gewisser Weise auch gegenüber seinen katholischen Untertanen in Schlesien.

Der scharfe Wind des Staatsabsolutismus weht durch die einzelnen Paragraphen dieses Dokuments: Der Papst wurde als weltlicher Fürst betrachtet, den die katholischen Preußen zwar als ihr Oberhaupt verehren mochten, aber nur insoweit, als dadurch keine königlichen Majestätsrechte geschmälert wurden. Humboldts Tätigkeit sollte der Beruhigung katholischer Gewissen dienen; keinesfalls durften Verhandlungen konkordatären Charakters geführt werden, die ja eine Gleichberechtigung der verhandelnden Parteien und eine beiderseitige Konzessionsbereitschaft voraussetzen. Konkordate früherer Zeit, welche die polnischen Könige für die schlesischen Gebiete abgeschlossen hatten, durfte Humboldt nicht anerkennen. Der gesamte Briefwechsel zwischen preußischen Untertanen und der römischen Kurie hatte über das Berliner Ministerium und über die römische Gesandtschaft zu laufen, sämtliche kirchlichen Verlautbarungen und Dekrete mußten zur Genehmigung vorgelegt werden. Ausschaltung des römischen Ein-

flusses in den katholischen Gebieten Preußens: Dieses Ziel stand auch hinter Humboldts Auftrag, allen Bestrebungen zur Errichtung vorübergehender oder dauernder Nuntiaturen, zur Entsendung päpstlicher Legaten oder Apostolischer Vikare tatkräftig entgegenzuwirken und die Ernennung preußischer Kardinäle zu unterbinden.

Natürlich waren auch die Verhältnisse und Entwicklungen am römischen Hof in dieser politisch turbulenten Zeit der napoleonischen Kriege interessant; Humboldt sollte die verschiedenen Parteien beobachten und vor allem die Tätigkeit der Exjesuiten im Auge behalten; auch dies alles im Interesse der Machtentfaltung des Staates auf religiösem Gebiet: „Die genaue Kenntnis dieser Gegenstände ist uns darum interessant, weil man die auf Meinung beruhenden, im Dunkel wirkenden Kräfte der Hierarchie genau beleuchten und kennen muß, um ihre schädlichen Einflüsse abzuhalten und unwirksam zu machen. Es interessiert also jede bedeutende Veränderung in diesem Fache, sie mag mit neuen Gefahren drohen, auf deren Abwendung wir dann Bedacht nehmen werden, oder sie mag Schwächen und Blößen des römischen Hofes aufdecken, welche sodann zum wahren Besten des Staates zu nutzen seyn werden.“⁸

Die Instruktion Humboldts zeigt deutlich, daß sich seine Tätigkeit in zwei große Bereiche teilte: einerseits die Erledigung kurialer Geschäfte für preußische Untertanen, die nicht direkt mit dem Heiligen Stuhl korrespondieren durften, und andererseits die politische Berichterstattung aus Rom bzw. die Ausführung politischer Aufträge beim Kardinalstaatssekretär.

Kuriale Geschäfte: das bedeutete insbesondere Beschaffung der Ernennungsbullen für kirchliche Würdenträger in Preußen, Beschaffung päpstlicher Vollmachten, Beschaffung von Ehe- und Ordensdispensen, sowie von Ablassprivilegien. Über diese Tätigkeit hat Humboldt am Ende seines ersten Dienstjahres einen detaillierten Bericht verfaßt.⁹ Demnach gingen 1803 insgesamt 261 Vorgänge solcher Art über seinen Schreibtisch, und zwar zwei Konfirmationsbullen für Bischöfe bzw. Weihbischöfe, vier für andere Prälaten, zwei Delegationsbrevien für Prosynodalrichter, 55 Ehedispenen, 61 Dispensen für Ordensgeistliche – diese hohe Zahl hing mit den Säkularisationsmaßnahmen zusammen – und 136 Ablassbrevien.

Päpstliche Bullen und Brevien kosteten Geld, zwar nicht alle; so waren z. B. 50 der 55 Ehedispenen kostenlos, ebenso 127 der 136 Ablassprivilegien. Die Konfirmationsbulle für den Bischof eines reichen Bistums konnte hingegen mehrere tausend Goldgulden erfordern. Humboldt mußte diese Beträge verauslagen und – wenn irgend möglich – herunterhandeln. Wenn nicht gerade die Neubesetzung des Erzbistums Gnesen anstand, die eine schon ermäßigte Taxe von 5000 Goldgulden kostete,¹⁰ waren die von Humboldt zu zahlenden Beträge nicht aufregend hoch: 1500 Taler 1803, 2100 Taler 1804 und 1750 Taler im Jahre 1805 zum Beispiel.¹¹

Geschäfte dieser Art hatte früher ein bloßer sog. Agent geführt, wie ihn Preußen seit 1747 in der Person eines römischen Geistlichen unterhalten

hatte. Es war eine eher anspruchslose Tätigkeit; man besorgte die Angelegenheiten von Privatleuten, allerdings seit Humboldt immer mit der Tendenz „... dem Zwang, den man von Rom aus sogar in den entferntesten Gegenden noch ausüben möchte, soviel es angeht zu steuern.“¹²

Die politische Berichterstattung spielte eine untergeordnete Rolle.¹³ Politischen Einfluß auf den Gang der kurialen Entscheidungen hat Humboldt praktisch nie nehmen können; es wird schon so gewesen sein, wie er später einmal an seine Frau schrieb, daß „... in Geschäften, besonders diplomatischen, die doch meist nur eine Art unnützen Spiels sind“, nichts so gut sei „als leben und leben lassen“.¹⁴

Den Kardinalstaatssekretär, den berühmten Ercole Consalvi, hat Humboldt schon am Tag nach seiner Ankunft in Rom am 26. November 1802 kennengelernt; tags darauf stattete er Papst Pius VII. einen Antrittsbesuch ab. Bei den maßgeblichen Kardinälen und Kurienprälaten führte ihn sein Vorgänger Uhden ein. Humboldts erste Eindrücke sind von Voreingenommenheit und Widersprüchen gekennzeichnet. Nachdem er wenige Minuten mit dem Papst Höflichkeiten ausgetauscht hatte, wußte er schon, daß dieser „ein äußerst leutseliger, wohlmeinender und für das Beste seiner Untertanen eifrigst besorgter Fürst“ sei; tags darauf schilderte er die Not des Volkes, die Scharen von Bettlern, den Brotmangel und den Papst als eine zwischen den Parteien schwankende, schwache Figur.¹⁵ Und an Schiller schrieb Humboldt, das Rom des Papstes sei dem Untergang geweiht, da die päpstliche Regierung in ihrem Glanz und ihrer Größe nur mehr „auf der Meinung anderer und eigenem Stolze“ beruhe, gewissermaßen nur eine „erbettelte Existenz“ führen könne.¹⁶

Humboldts politische Aktivität in Rom, die ja, wie erwähnt, bescheiden war, hing aufs engste mit der Entwicklung im Reich zusammen, insbesondere mit der im Frieden von Lunéville 1801 vorgesehenen und im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 in Regensburg festgelegten Entschädigung der linksrheinischen Gebietsverluste deutscher Fürsten aus dem Reichskirchengut. Das bedeutete Säkularisation und Mediatisierung der geistlichen Territorien, der Fürstbistümer und Reichsabteien, ferner die Aufhebung fast aller übrigen Klöster und Stifte. In diesem Zusammenhang war es Humboldts Aufgabe in Rom, eventuelle Proteste geistlicher Reichsfürsten bei der Kurie ins Leere laufen zu lassen, überhaupt die Aktionen der protestantischen Fürsten und ihre Haltung gegenüber Rom in der Säkularisationsfrage möglichst zu vereinheitlichen.¹⁷

Vor allem aber hatte er dafür zu sorgen, daß das Reich bei der Neuregelung der kirchlichen Verhältnisse nicht mehr als Verhandlungspartner der Kurie in Erscheinung trat. Ein Reichskonkordat, wie es die Kurie und auch der Kaiser gerne gesehen hätten, mußte verhindert werden, da ja kirchliche Fragen ausschließlich in die Kompetenz der einzelnen Territorien fallen sollten. Diese Haltung war nicht typisch protestantisch, sondern entsprach durchaus den staatskirchlichen Vorstellungen katholischer Sou-

veräne und Bürokratien, wie sich am Beispiel Bayerns leicht zeigen ließe.¹⁸ Der römischen Kurie war im Zusammenhang mit den Klosteraufhebungen allenfalls die Beruhigung der Untertanengewissen zugedacht. In der Tat versuchte Humboldt, zur Aufhebung der schlesischen Klöster die päpstliche Zustimmung zu erhalten, blieb aber erfolglos und riet dann dem Ministerium zu einseitigem Vorgehen; so geschah es auch.¹⁹

Werfen wir nun einen Blick auf die gewissermaßen handwerkliche Seite des Gesandtendaseins. Heute ist es ja so, daß ein Botschafter über eine Kanzlei und Residenz verfügt. Da gibt es Amtsräume, in denen Attachés und Räte, Verwaltungsbeamte und Sekretärinnen eine mehr oder weniger emsige Tätigkeit entfalten. Die Elektronik hat das Chiffrieren und Übermitteln von Nachrichten übernommen und in einem unvorstellbaren Maße beschleunigt, sie greift sogar an die Wurzeln des diplomatischen Dienstes: wenn ein Außenminister den anderen telefonisch sprechen kann, braucht er eigentlich keinen Botschafter mehr.

Humboldts Situation war ganz anders: eine Residenz mußte er sich erst suchen, eigentliches Dienstpersonal hatte er keines; er selbst hat seine Berichte entworfen – in französischer oder in deutscher Sprache – er selbst hat sie chiffriert und ins Reine geschrieben. Der gesamte Schriftverkehr mit Berlin lief über die preußische Botschaft in Wien; ein Bericht Humboldts nach Berlin war, ebenso wie eine Instruktion des Ministeriums nach Rom, etwa einen Monat unterwegs. Nehmen wir einmal theoretisch an, Humboldt stellte bei seinen Gesprächen mit Kurienvetretern am 1. März einen Entscheidungs- bzw. Instruktionsbedarf fest, so war er erst Anfang Mai in der Lage, von seiner Regierung abgedeckte Maßnahmen einzuleiten, die ihrerseits zu diesem Zeitpunkt durch die Entwicklung in Rom schon wieder überholt und unzweckmäßig sein konnten.

Humboldt empfand seine Tätigkeit als nicht sonderlich anstrengend. „Meine Geschäftslage ist sehr erträglich“, schrieb er im Januar 1803 an Goethe. „Sie beschäftigt mich nur auf eine sehr leichte Weise und läßt mir Zeit genug zum Studium und zum Vergnügen übrig.“²⁰ Trotzdem war man in Berlin mit seiner Tätigkeit vollkommen zufrieden; 1803 erhielt er die Erlaubnis, neben der preußischen Vertretung auch die Geschäfte des Fürsten von Oranien-Fulda zu führen, was seine Einkünfte nicht unbeträchtlich vermehrte, und 1806 wurde er vom bloßen Residenten zum bevollmächtigten Minister Preußens befördert.²¹ Dieser Status hätte es ihm ermöglicht, für den Bereich seines Hauses die diplomatische Immunität zu beanspruchen und eine eigene Gerichtsbarkeit auszuüben. Wohlweislich verzichtete er darauf, diese Verantwortung zu übernehmen und sich damit Angriffen aus der Bevölkerung auszusetzen, „... wenn, wie in dem spanischen so häufig, in seinem Districte Ermordungen, Beraubungen und andere Unordnungen vorgehen.“²²

Finanziell war Humboldt jetzt ganz gut gestellt; gegenüber den früheren 3400 erhielt er nunmehr 5000 Taler, wobei diese Erhöhung aus Mitteln

bestritten wurde, die aus säkularisierten bischöflichen Gütern stammten.²³ Auch die Bezahlung unterstrich die gestiegene Bedeutung der preußischen Vertretung und ihren diplomatischen Charakter; während sich die früheren Agenten nicht nur vom preußischen Staat, sondern auch von Bischöfen und anderen Auftraggebern hatten bezahlen lassen, empfanden schon Uhden und erst recht Humboldt dies als ihrer Pflicht zuwiderlaufend. „Sie sind demnach im vollen Sinne Diener des Königs und des Staates und nicht Agenten der Bischöfe“, hatte Minister Hardenberg geschrieben.²⁴

Diener des Staates? Vor seinem römischen Aufenthalt hatte sich Humboldt ausführlich mit der Frage auseinandergesetzt, wie denn die Wirksamkeit des Staates zu begrenzen sei.²⁵ Nun war er Diener des Staates und zwar in einem Bereich, der mit der Religion der Untertanen zu tun hatte. Diener des Staates – Grenzen des Staates: Das verspricht eine spannende Beziehung zu werden. Und wenn wir am Schlusse dieses Abschnitts über Humboldts dienstliche Tätigkeit noch nach dem persönlich theoretischen Hintergrund fragen, vor dem sich seine Tätigkeit entfaltete, werden wir eine gewisse Überraschung erleben. In der eben zitierten Schrift über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates handelt ein Abschnitt von der Religion. Da heißt es: „Ohne also weitere Gründe hinzuzufügen, glaube ich demnach den, auch an sich nicht neuen Satz aufstellen zu dürfen, daß alles, was die Religion betrifft, außerhalb der Grenzen der Wirksamkeit des Staates liege, und daß die Prediger, wie der ganze Gottesdienst überhaupt eine, ohne alle besondere Aufsicht des Staates zu lassende Einrichtung der Gemeinden sein müssten.“²⁶ Soweit die Theorie; in der Praxis vertrat er dann wenig später umfassende Eingriffe des Staates auf dem Felde der Religion; in seiner römischen Tätigkeit war er geradezu das Instrument dafür. Siegfried August Kähler hat 1927 sein ganzes Humboldt-Bild auf solchem Widerspruch zwischen Theorie und Praxis aufgebaut, näherhin auf der Tatsache, daß sich Humboldt an Ideen klammerte, „an deren begrifflicher Klarstellung ihm fast alles, an deren Verwirklichung ihm so gut wie nichts“ lag.²⁷

Humboldts dienstliche Tätigkeit ist natürlich nur ein Teilaspekt des Themas „Humboldt und Rom“. Wenden wir uns nun den anderen, vielleicht etwas bunteren Feldern zu: seiner Familie, seinem Haus, seinem Verhältnis zur Stadt, in der er lebte.

Wilhelm von Humboldt war nicht alleine nach Rom gekommen: seine Familie begleitete ihn, d. h. seine Frau Karoline, die gleichnamige älteste Tochter, die Söhne Wilhelm und Theodor und die beiden jüngsten, Adelheid und Gabriele. In Rom wurde dann 1806 noch Gustav geboren. Ihn mußte Humboldt draußen an der Pyramide des Cestius begraben, ebenso den 1803 von der Malaria hingerafften Wilhelm. Die beiden Gräber sind noch heute im alten Teil des Friedhofs zu sehen: Zwei Säulenstümpfe, ein einfacher Text, der das Todesdatum berichtet und die Tatsache, daß der Vater den Begräbnisplatz angekauft hat. Wie antike römische Meilensteine

sehen die Grabdenkmäler der Humboldt-Kinder aus: ob dieser Gedanke tatsächlich dahinterstand, ist nicht bekannt.

Doch kehren wir in den Dezember 1802 zurück: Humboldts Vorgänger Uhden hatte dafür gesorgt, daß die Familie zunächst in der Villa Malta unterkam. Aus den Fenstern und von der Terrasse konnte man damals noch die ganze Stadt und bei gutem Wetter sogar das Meer blitzen sehen, und die Kinder hatten einen kleinen Garten zum Spielen. Trotzdem beschloß Humboldt umzuziehen, und zwar in den Palazzo Tomati in der Via Gregoriana, der durch Uhdens Weggang freigeworden war. Die Familie war eher positiv von den römischen Wohnverhältnissen überrascht; man fand die Häuser über Erwarten fest gebaut, freute sich, daß die einzelnen Zimmer Kamine und neben den verbreiteten Kohlebecken noch kleine eiserne Öfen aufwiesen. Als ungünstig empfand man die Aufteilung der Räume, die zu großen Zimmern, den Mangel an Licht und die altmodische Einrichtung²⁸.

Im Haushalt lebten neben der Familie ein italienischer Diener und ein deutscher „Haushofmeister“, ein Lehrer für die Kinder also: zuerst Ludwig Riemer, mit dem es aber wegen unsterblicher Liebe zu Frau von Humboldt nicht lange ging²⁹, dann der Hannoveraner Arzt Heinrich Kohlrausch. Kohlrausch war von der Familie hochgeschätzt, vielleicht überschätzt, auch in seinen ärztlichen Fähigkeiten. Von Humboldt vielfach empfohlen, wurde Kohlrausch so etwas wie ein Modearzt und brachte es zu einem beachtlichen Vermögen. Vielleicht war es nur die neidische Konkurrenz, die ihn als „Pyramidendoktor“ bezeichnete, weil sich die Objekte seiner ärztlichen Bemühungen angeblich schon bald bei der Cestiuspyramide wiederfanden. Als Kohlrausch dann Karoline von Humboldt auf ihrer Parisreise von 1804 begleitete und längere Zeit von Rom abwesend war, wurden gleich Befürchtungen laut wie: „Wenn nur in Rom nicht Hungersnot entsteht, da die Bevölkerung, die ihren Regulator verloren hat, nun ohne Maß sich vermehren wird.“ Soviel zum Humboldtschen Haus und zum römischen Klatsch³⁰.

Gesellschaftsleben ist für den Diplomaten gewissermaßen Dienst. Wo sonst sollte er seine Informationen herbeiziehen, wenn nicht aus zahllosen „conversazioni“, wie die eher zwanglosen Salontreffs damals hießen. Vier- bis fünfmal in der Woche waren Humboldts in anderen Häusern; da ging es eher bescheiden zu. Beim Fürsten Torlonia z. B., der steinreich war, trafen sich zweimal in der Woche etwa 100 Personen: Es wurde nicht einmal ein Glas Wasser angeboten.

Auch bei Gesellschaften im Hause Humboldt wurde gespart, notwendigerweise, denn die Preise für die einfachsten Dinge waren im damaligen Rom nach Frau Humboldts Empfinden unglaublich hoch. So gab es nur in Ausnahmefällen, z. B. für die deutschen Künstler, etwas zu essen; im übrigen beschied man sich damit, russischen Tee anzubieten³¹.

Wilhelm von Humboldt war für den Posten des preußischen Residenten ein idealer Mann, da er den Fragen der Religion im allgemeinen und der

Kirche im speziellen mindestens distanziert, vielleicht sogar ablehnend gegenüberstand³². Religion betrachtete er vorwiegend instrumental: als Mittel, auf die Sitten und den Charakter des Menschen positiv einzuwirken. Er stellte aber ausdrücklich fest, daß auch der areligiöse Mensch moralisch sein könne, vielleicht sogar in einem höheren Maße, da seine Moral eine sozusagen primäre, die in der Religion gegründete aber eine abgeleitete sei. Religion war für ihn, dessen religiöse Erziehung in Bibellektüre und in der Teilnahme der Familie an den Gottesdiensten in Tegel bestanden hatte, Privatsache. Das Christentum betrachtete er als dekadent, ja als unheilvoll, da sein „sentimental religiöser Mystizismus“³³ der klaren griechisch-römischen Kultur den Todesstoß versetzt habe. Das Christentum beunruhige den Menschen, mache ihn mürbe. „Man spaltete seine Natur, setzte der Sinnlichkeit eine reine Geistigkeit entgegen und erfüllte ihn mit nun nie mehr weichenden Ideen von Armut, Demut und Sünde.“³⁴

Und gar nichts wußte Humboldt mit der katholischen Kirche, den Formen des Kultes, der Liturgie anzufangen, die doch für uns heute zumindest etwas durch ihr Alter Ehrwürdiges und Staunenswertes darstellen. Wie für fast alles interessierte sich Humboldt nur insoweit dafür, als eine direkte, fast möchte man sagen triviale Beziehung zu seiner Individualität herzustellen war. Im Frühjahr hatte er schlechte Stimmung, seelische Leiden; aber er fand sich getröstet, denn: „Glücklicherweise treffen sie immer mit den Leiden des Herrn in der Passionswoche zusammen, zu ihnen stoßen die Langeweile der kirchlichen Funktionen und die mir in den Tod verhaßte Musik; so dient mir alles zusammengenommen zur heilsamen Buße und löst sich im Sommer, wo das Phantom der bösen Luft alle diese ultramontanen Unholde wieder verscheucht, in reinen Genuß auf.“³⁵

All diesen Dingen, die doch auch „Rom“ ausmachten, stand Humboldt also im Grunde ohne Verständnis gegenüber; und noch am Ende des 19. Jahrhunderts – ich denke an Kurd von Schlözer – verharren die preußischen Diplomaten in dieser Haltung. Wenn sie kirchliche Funktionen beschreiben, entsteht doch stark der Eindruck anachronistischer exzentrischer, ja geradezu exotischer Vorgänge³⁶.

Für den aufgeklärten gebildeten Protestanten oder Heiden Humboldt war ein anderes Rom interessant; in seiner Dichtung „Rom“ kommt dies sehr schön zum Ausdruck:³⁷

„Stadt der Trümmer, Zufluchtsort der Frommen!

Bild nur scheinst Du der Vergangenheit;

Pilger Deine Bürger, nur gekommen

Anzustaunen Deine Herrlichkeit;

Denn vor allen Städten hat genommen

Dich zum Thron die allgewaltge Zeit.

Daß Du seist des Weltenlaufes Spiegel

Krönte Zeus mit Herrschaft Deine Hügel.“

Die Stadt ist nicht Realität, sondern nur „Bild“, keine Bürger hat sie, sondern nur „Pilger“ halten sich in ihren Mauern auf, wobei natürlich nicht der Pilger im religiösen Sinne gemeint ist. Humboldt selbst war mit hochgespannten Erwartungen hierhergekommen, für ihn begann eine neue Lebensperiode. Die Stadt war für ihn aber nicht etwas Eigenständiges, Individualität, die man beobachten und beschreiben kann. Für ihn waren die Stadt und die umgebende Landschaft, waren die Monumente in gewisser Weise nur Kulissen oder Bühne, wo er seine eigenen Ideen auftreten lassen konnte.

Wie merkwürdig berührt es uns heute, wenn er die Peterskirche preist, weil sie wegen ihres Ebenmaßes nicht so ungeheuer erscheint wie sie ist, dann aber nichts zu ihrer sakralen Bedeutung sagt, gar nichts, sondern nur den Bezug zu sich selber herstellt: „In den Hallen der Peterskirche muß es sich schön meditieren lassen.“³⁸

Gebündelt und deshalb sicher zu scharf zeigte sich sein egozentrisches Rombild, als er gegenüber Goethe die Ausgrabungstätigkeit der Archäologen würdigte: „Es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizierten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst – was aber die 72 Kardinäle verhüten mögen! –, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr wert ist als dies ganze Geschlecht.“³⁹

Glücklicherweise hatte Humboldt eine Frau mit einem offenbar größeren Sinn für Realität. Ihr gefiel Rom gar nicht so besonders. Sie fand, daß die Paläste entweder in Winkeln standen oder schlechte Eingänge hatten, daß die Straßen unsäglich schmutzig waren, weil man allen Schutt und Abfall einfach aus den Häusern warf; sie sah auch das unsäglichelnde Elend und die zahllosen Bettler⁴⁰.

Karoline von Humboldt war es dann wohl auch, die mit ihrem gesunden Realitätssinn den guten Ruf des Humboldtschen Hauses, des Palazzo Tomati oberhalb der spanischen Treppe, als Treffpunkt der Deutschen in Rom begründete. Als sie 1804/05 nach Paris reiste und den Mann in Rom alleine zurückließ, verlor Humboldts Haus diesen Charakter sofort⁴¹, als hingegen 1808 Humboldt zunächst alleine Rom verließ und Karoline in Rom zurückblieb, litt das gesellschaftliche Leben kaum⁴². Ihre Bedeutung erfährt eine hübsche Illustration dadurch, daß man unter den Deutschen in Rom zwei Parteien unterschied: eine christliche, wo Sophie Bernhardi, Mutter des Historiographen Theodor Bernhardi, als Madonna den Mittelpunkt bildete, und eine heidnische: hier präsierte Karoline von Humboldt als Venus⁴³. Bei Humboldts trafen sich Leute, die nur vorübergehend in Rom waren und solche, die dauernd hier lebten; hier trafen sich Adelige mit Geld und Künstler ohne Geld, was zumindest für die Künstler eine vor-

teilhafte Konstellation bildete: Wir finden in diesem Kreis Thorwaldsen, Fernow, Zoega, Sickler, Welcker, Bonstetten, Gmelin, Reinhart, Schick, Wagner, Rauch, den Kronprinzen Ludwig von Bayern und den Großherzog Friedrich von Mecklenburg⁴⁴.

In der Pflege dieses Kreises ist die eigentliche Bedeutung von Humboldts römischem Aufenthalt zu sehen; die staatskirchlichen Vorstellungen, mit denen seine dienstliche Tätigkeit verknüpft ist, trugen auf die Dauer nicht; was Wilhelm von Humboldt selbst in Rom empfang, blieb doch sehr stark auf der Ebene des übersteigerten Individualismus und des Privaten. In Humboldts Haus jedoch sprühte lebendiger Geist, trafen sich Mäzenatentum und kreative Temperamente, wurden Vorbedingungen für Kunstwerke geschaffen.

1808 machten Preußens politische Katastrophe und das ungewisse Schicksal des Kirchenstaates als Folge der Siege Napoleons Humboldts Aufenthalt in Rom unmöglich.

Im Oktober 1808 finden wir seinen Wagen wieder auf der Milvischen Brücke. Zurück ging es über die Alpen nach Preußen in eine zunächst ungewisse Zukunft: „Alles grau und grauer als grau; dürre Riesen von Bäumen, und ein Windsgeheul, daß einem angst und bange wird.“⁴⁵ Humboldts Aufenthalt in Rom war zu Ende.

Zu Beginn meines Vortrages habe ich von der Problematik der biographischen Darstellung gesprochen. Vielleicht finden Sie, daß Humboldts Persönlichkeit etwas zu schlecht weggekommen ist. Ich gestehe Ihnen, daß, je mehr mich seine Beziehung zu Rom und seine Tätigkeit in Rom beschäftigt hat, je öfter ich seine Briefe und diplomatischen Berichte gelesen habe, meine anfängliche Sympathie schwand. Denjenigen unter Ihnen, die finden, er habe eine bessere Behandlung verdient, aber auch Humboldt selbst zum Trost setze ich an den Schluß die trefflichen Verse Herbert Eulenburgs, der als Autor mehrerer Biographien es ja wissen mußte:

„Ich habe leider, dies ist schwer zu fassen,
Den harten Satz zu oft als wahr erkannt,
Daß Biographen ihre Helden hassen,
In deren Schatten sie sich matt gerannt,
Und, weit von ihrem Flug zurückgelassen,
Zerpflücken sie ihr Bild mit kalter Hand.“⁴⁶

Vortrag, gehalten auf Einladung des Römischen Instituts der Görresgesellschaft unter der Schirmherrschaft des Botschafters der Bundesrepublik Deutschland beim Hl. Stuhl am 26. Oktober 1985 im Campo Santo Teutonico in Rom. Für den Druck wurden am Sprachduktus und Stil des Vortrags keine Änderungen vorgenommen. Ich widme die Publikation meinem Lehrer, Prof. Andreas Kraus zum 65. Geburtstag.

¹ Quellen und Literatur: *Albert Leitzmann* (Hrsg.), Wilhelm von Humboldts gesammelte Schriften, Bd. 1–17 (Berlin 1903–1936, Neudruck Berlin 1968) (abgek. GS); *Andreas Flitner, Klaus Giel*, Wilhelm von Humboldt. Werke in 5 Bänden (Stuttgart 1980); *Albert Leitzmann* (Hrsg.), Wilhelm von Humboldts Briefe an Karl Gustav v. Brinkmann (= Bibliothek des Literar. Vereins in Stuttgart Bd. 288) (Leipzig 1939); *Anna v. Sydow* (Hrsg.), Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, 7 Bde. (Berlin 1906–1916, Neudruck Osnabrück 1968); *Albert Leitzmann* (Hrsg.), Wilhelm von Humboldts Briefe an Christian Gottfried Körner (= Historische Studien Bd. 367) (Berlin 1940); *Siegfried Seidel* (Hrsg.), Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt (Berlin 1962); *Albert Leitzmann*, Wilhelm von Humboldts Briefe an J.G. Schweighäuser (Jena 1934); *Ludwig Geiger*, Goethes Briefwechsel mit Wilhelm und Alexander von Humboldt (Berlin 1909); *Herman Granier*, Preußen und die katholische Kirche, Bde. 8 und 9 (Leipzig 1902); *Rudolf Freese* (Hrsg.), Wilhelm von Humboldt, Briefe. Sein Leben und Wirken, dargestellt in Briefen, Tagebüchern und Dokumenten seiner Zeit (Darmstadt 1986). Die Literatur zu Humboldt ist uferlos; ich verweise auf Flitner/Giel Bd. 5 und die dort enthaltene Bibliographie. Die wichtigsten Gesamtdarstellungen sind: *Siegfried A. Kaehler*, Wilhelm von Humboldt und der Staat. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Lebensgestaltung um 1800 (München 1963); *Herbert Scurla*, Wilhelm von Humboldt. Reformator, Wissenschaftler, Philosoph (Düsseldorf 1976); *Paul R. Sweet*, Wilhelm von Humboldt. A Biography, 2 Bde. (Columbus/Ohio 1978/80). Für die römische Zeit sind einschlägig *Hermann Granier*, Wilhelm von Humboldt und die Anfänge der preußischen Gesandtschaft in Rom, in: Forsch. z. brandenburg. u. preuß. Geschichte 7 (1894) 363–376; *Egon Johannes Greipl*, Deutsche diplomatische Vertreter beim Hl. Stuhl in der Zeit vor dem Wiener Kongreß (1805) in: Deutsche diplm. Vertretungen beim Hl. Stuhl (Città del Vaticano 1984) 11–24; *Franz Hanus*, Die preußische Vatikangesandtschaft 1747–1920 (München 1954); *Friedrich Noack*, Das deutsche Rom (Rom 1912). An neuester Literatur ist mir bekanntgeworden: *Wendelin Sroka*, Die Bildungskonzeption Wilhelm von Humboldts in der DDR. Ein Beitrag zur Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des Neuhumanismus (München 1984); *Ulrich Hübner*, Wilhelm von Humboldt und die Bildungspolitik. Eine Untersuchung zum Humboldt-Bild als Prolegomena zu einer Theorie der Historischen Pädagogik (München 1983). Nicht mehr einsehen konnte ich *Ingrid Lecoq-Gellersen*, Die politische Persönlichkeit Wilhelm von Humboldts in der Geschichtsschreibung des deutschen Bildungsbürgertums. Historiographische Studie zur Problematik des Intellektuellen in der Politik (Bern–Frankfurt–New York 1985) (Hinweis von E. Gatz).

² Zitiert nach *Scurla* (Anm. 1) 10f.

³ Zu den Wertungen vgl. *Albert v. Schirnding*, Der Traum vom harmonischen Menschen, in: Süddeutsche Zeitung 6./7. April 1985, 12; *Irmgard Kawohl*, Wilhelm von Humboldt in der Kritik des 20. Jhs. (Ratingen 1969); *Hans Hermann Groothoff*, Wilhelm Dilthey. Zur Erneuerung der Theorie der Bildung und des Bildungswesens (Hannover 1981) 16.

⁴ *Granier* Nr. 425 Anm. 2.

⁵ *Granier* Nr. 425, 429, 506.

⁶ Text der Instruktion: *Granier* Nr. 473.

⁷ Immediatbericht Alvensleben 22. 8. 1802: *Granier* Nr. 472.

⁸ Punkt 15 der Instruktion: *Granier* S. 637.

⁹ Bericht vom 31. 12. 1803: *Granier* Nr. 672.

¹⁰ *Granier* Nr. 955.

¹¹ *Granier* Nr. 672.

¹² Wilhelm von Humboldt an Schiller 22. 10. 1803.

¹³ *Granier* publiziert aus dem Zeitraum vom 3. 12. 1802 bis 9. 9. 1807 44 Stücke.

¹⁴ Wilhelm von Humboldt an Karoline von Humboldt 22. 8. 1804.

¹⁵ Berichte vom 3. 12. und 4. 12. 1802: *Granier* Nr. 499 und 500.

¹⁶ Wilhelm von Humboldt an Schiller 11. 12. 1802.

¹⁷ Belege hierzu bei *Granier* Nr. 511, 523, 528, 536, 556, 570, 574, 586. Vgl. auch *Beda Bastgen*, Bayern und der hl. Stuhl in der ersten Hälfte des 19. Jhs. (München 1940) Reg. s. v. Humboldt.

- ¹⁸ *Granier* Nr. 376.
- ¹⁹ *Granier* Nr. 729 und Nr. 744.
- ²⁰ An Goethe 28. 1. 1803. Vgl. auch an Goethe 12. 4. 1806: „Wirklich fühlt man erst hier, daß auch das Nichtstun gehaltvoll sein kann, und kriegt einen gewissen Ekel vor dem im Norden so gewöhnlichen Ardelionenwesen.“
- ²¹ *Granier* Nr. 596, 599, 605.
- ²² *Granier* Nr. 921.
- ²³ *Granier* Nr. 905.
- ²⁴ *Granier* Nr. 896.
- ²⁵ Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen: GS Bd. 1, 97–254.
- ²⁶ Ebd. 147–164. Zitat S. 164.
- ²⁷ *Kaehler* (Anm. 1), 106.
- ²⁸ Karoline von Humboldt an ihren Vater 3. 12. 1802; Wilhelm von Humboldt an Schiller 11. 12. 1802 und an Goethe 28. 1. 1803.
- ²⁹ Humboldt an Schiller 9. 7. 1803.
- ³⁰ Zu Kohlrusch, dem Klatsch über ihn und seinem weiteren Schicksal vgl. *Erna Sander-Rindtorff*, Karoline von Humboldt und Friedrich Gottlieb Welcker. Briefwechsel 1807–1826 (Bonn 1936) 285–289.
- ³¹ Karoline von Humboldt an ihren Vater 13. 1. 1803.
- ³² Vgl. vor allem seine Schrift von ca. 1799 „Über die Religion“: GS Bd. 1, 45–76.
- ³³ Wilhelm von Humboldt an Körner 8. 7. 1805.
- ³⁴ Wilhelm von Humboldt an Goethe 23. 8. 1804.
- ³⁵ Ebd.
- ³⁶ *Kurd von Schlözer*, Römische Briefe (Stuttgart 1913); *ders.* Letzte Römische Briefe (Stuttgart 1924).
- ³⁷ Rom. An Frau von Wolzogen geb. Lengefeld: GS Bd. 9 23–46. Im folgenden werden zitiert Vers 57–64.
- ³⁸ Wilhelm von Humboldt an Schiller 11. 12. 1802.
- ³⁹ Wilhelm von Humboldt an Goethe 23. 8. 1804.
- ⁴⁰ Karoline von Humboldt an ihren Vater 3. 12. 1802 und Karoline von Humboldt an Schweighäuser 10. 1. 1803.
- ⁴¹ Wilhelm an Karoline von Humboldt 13. 6. 1804 und 18. 9. 1804.
- ⁴² Vgl. *Sander-Rindtorff* (Anm. 30) und *Noack* (Anm. 1).
- ⁴³ *Kaehler*, (Anm. 1) 198.
- ⁴⁴ *Noack* (Anm. 1) Reg. s. v. Humboldt.
- ⁴⁵ Wilhelm an Karoline von Humboldt aus München am 4. 11. 1808.
- ⁴⁶ *Herbert Eulenberg*, Neue Bilder (Berlin 1912) S. X. Zur Person dieses Schriftstellers und Dramaturgen vgl. NDB 4 (1959) 678 f.